

Peter Henning
Bis du wieder gehst

Peter Henning

Bis du wieder gehst

Roman

Luchterhand

*»Werde ich eines Tages etwas anderes erzählen
können als meine Geschichte?«*

Pierre Drieu La Rochelle

I

»Hallo? Spreche ich mit Henry Kaplan?!«, sagte die Frauenstimme. Sie formulierte den Satz als Frage, doch er klang wie eine Drohung.

»Ja«, sagte ich in das Halbdunkel des Zimmers, in dem sich trotz der offenen Fenster die Hitze staute. »Wer spricht da?«

»Dr. Beatrice Blum«, fuhr die Frau fort. »Ich bin die Leiterin der Intensivstation am Uni-Klinikum in Frankfurt. Es geht um Ihre Mutter, die eingeliefert wurde. Sie wollte wohl eine Reise antreten und ist im Hauptbahnhof zusammengebrochen. Wahrscheinlich in Folge eines Herzstillstands. So jedenfalls die Vermutung des Rettungssanitäters vor Ort. Genaueres werden die weiteren ...«

»Meine Mutter ...?«, unterbrach ich sie.

»Wer ist das?«, sagte Martha verschlafen und knipste auf ihrer Seite des Betts das Licht an.

Ich sah sie kurz an, zuckte mit den Achseln und strich ihr mit der freien Hand zärtlich über die Wange.

Tatsächlich aber hatte ich mehr verstanden, als mir lieb sein konnte, und sagte darum zu der Frau am Telefon, als ließe sich das Ganze noch aufhalten, schroff: »Woher haben Sie meine Nummer?«

»Unter den Sachen Ihrer Mutter fand sich ein Zettel mit der Notiz: *Im Notfall diese Nummer anrufen!* Darunter Ihr Name. Sie sind doch Ihr Sohn?«

»Ja, schon«, sagte ich widerwillig und war nun hellwach. »Aber das verstehe ich nicht! Ich habe seit zehn Jahren nichts mehr von meiner Mutter gehört. Woher hatte sie meine Nummer?«

»Keine Ahnung!«

Es ließ sich, so sehr ich mich auch dagegen sträubte, nicht länger leugnen: Meine Mutter war wieder in mein Leben getreten! Sie war zurück. Ganz plötzlich. Genau wie früher, wenn sie eines Tages aus heiterem Himmel anrief oder nach Jahren überraschend in einem Blumenladen hinter mir stand. Sie hatte sich kein bisschen geändert.

»Sie sind also der Sohn von Erika Uhlig, geboren 1952 in Oschersleben, Sachsen-Anhalt.«

Offenbar war sie im Besitz der Kennkarte meiner Mutter.

»Ja«, sagte ich. »Aber die Dinge sind komplizierter.«

Ich heiße Kaplan, seit ich denken kann. Meine Mutter ist eine gebürtige Kaplan. Warum ich nicht den Namen meines Vaters trage, mit dem meine Mutter immerhin kurz verheiratet war, weiß ich nicht. Den Namen annehmen wollte ich allerdings auch nicht. Wer will schon Dittberner heißen?

Der Name »Kaplan« ist jüdischer Herkunft und hat die

Bedeutung »Tiger«. Was nicht heißen soll, ich sei ähnlich mutig wie die Raubkatze. Im Gegenteil! Unter meinen Mitschülern galt ich als Schwächling, weil ich den üblichen Schulhofraufereien regelmäßig aus dem Weg ging. Und wenn Martha auf der Kirmes fragt, ob ich mit ihr »Wagon Wheel« fahre, kneife ich regelmäßig. Meine Stärken liegen woanders.

Es gibt, wie ich irgendwann herausfand, einen polnischen Poolbillardspieler namens Kaplan. Und einen israelischen Jazz-Saxofonisten. Insgesamt listet das Internet mehr als fünfundachtzig Personen mit dem Namen Kaplan. Auch ein amerikanischer Pokerspieler ist darunter. Allesamt Typen mit ungewöhnlichen Professionen, wie mir scheint. Da falle ich als Antiquar, der mit alten Büchern, seltenen Drucken, vergriffenen Postkarten und Autografen handelt, wohl nicht sonderlich aus dem Rahmen.

Und dass man mich seit Ewigkeiten *Henry* ruft, erklärt sich so: Zwar willigte meine Mutter, so die Legende, ein, mich dem Wunsch meiner Großmutter folgend auf den Namen Heinrich taufen zu lassen, der auf das Alt-Sächsische »Hainrich« zurückgeht. Weil sie aber von jeher ein Faible für alles Amerikanische besaß, bestand sie beim Rufnamen auf der englischen Kurzform.

Ich hatte seit Jahren nicht mehr an meine Mutter gedacht. Und geglaubt (und, ja, gehofft!), die Verbindung zwischen uns sei für immer abgerissen. Holte mich nun alles wieder ein?

Die eigenen Wurzeln, das begriff ich plötzlich, lassen sich nicht kappen, so sehr man es auch versucht.

Vor über zehn Jahren hatte eines Abends mein Telefon geläutet und, nachdem ich abgenommen und meinen Namen genannt hatte, hatte eine Männerstimme gesagt: »Ich bin der Freund Ihrer Mutter und rufe Sie aus folgendem Grund an: Man hat Ihre Mutter in die Psychiatrische Abteilung der Höchster Klinik gebracht, sie wiegt nur noch fünfundvierzig Kilogramm und weigert sich zu essen.«

Ich konnte aus den Worten des Mannes die Sorge heraushören.

»Ich liebe Ihre Mutter!«, sagte er mit heller, klarer Stimme. »Doch sie will erst wieder essen, wenn *Sie* zu ihr kommen! Tun Sie das für mich?! Kommen Sie? Ich flehe Sie an! Retten Sie sie für mich! Bitte!«

Ich weiß noch, dass ich mir, während er sprach, das Gesicht des Anrufers vorzustellen versuchte. Das Gehirn tut so etwas: Es ergänzt, um sich ein Bild zu machen, unvollständige Informationen automatisch mit solchen der Fantasie, um dadurch die Unvollkommenheit des Eindrucks wettzumachen.

»Wer sind Sie eigentlich?«, sagte ich. Ich sagte es nüchtern und scheinbar ohne Mitgefühl, was weniger an ihm lag als vielmehr an meinen zwiespältigen Gefühlen meiner Mutter gegenüber. Und fügte sogleich hinzu: »Wenn sie leben will, wird sie wieder essen! Wenn nicht, muss sie sterben!«

Ich konnte mir gut vorstellen, wie das für den Anrufer klingen musste.

Ich beendete das Gespräch mit den Worten: »Es tut mir leid, dass ich Ihnen nicht helfen kann!« Und es fühlte sich richtig an. Auch jetzt noch, all die Jahre später.

»Wie geht es ihr?«, sagte ich widerwillig und wollte mir gar nicht vorstellen, was die Anruferin mir auf diese Frage antworten würde.

Martha hatte in der Küche etwas zu trinken geholt und hielt mir ein halbvolles Glas Bier hin.

»Sie ist ohne Bewusstsein«, sagte die Stimme.

»Heißt das, sie liegt im Koma?«, sagte ich und trank von dem Bier.

»Ja, aufgrund des kurzzeitigen Herzstillstands müssen wir davon ausgehen, dass ihr Gehirn durch die damit verbundene temporäre Sauerstoffunterversorgung schwer geschädigt wurde. Sie spricht nicht auf gezielte Schmerzreize an.«

Ich stellte mir den reglos in einem Krankenhausbett liegenden, mit einem dünnen blauen oder weißen Hemd bekleideten Körper meiner Mutter vor, verkabelt und angeschlossen an leise rauschende Maschinen, die ihre Vitalfunktionen überwachten und darauf programmiert waren, deren möglichen Totalausfall augenblicklich mit einem schrillen Alarmsignal zu melden.

»Hat sie noch andere Verwandte außer Ihnen?«, fragte die Ärztin.

»Nein! Nur mich, soweit ich weiß.«

Wie das klang! Als seien meine Mutter und ich die

einzig Verbliebenen in dieser plötzlich auf die wenigen Quadratmeter eines Krankenzimmers geschrumpften Welt.

»Wann können Sie hier sein?«, sagte sie.

Ich holte tief Luft, um Zeit zu gewinnen, warf Martha einen hilflosen Blick zu und sagte: »So bald wie möglich natürlich!«

Im nächsten Moment sah ich meine Mutter wieder vor mir: ein Reh, das in die grellen Scheinwerfer eines heranrasenden Wagens blinzelt.

»Bei dem Versuch, Ihre Mutter vor Ort zu reanimieren, wurde ihre Milz leider so stark verletzt, dass eine Operation unumgänglich ist. Sie wird gerade darauf vorbereitet. Sollten darüber hinaus weitere Krisen oder Komplikationen auftreten, so ist es an Ihnen, zu entscheiden, wie weiter verfahren werden soll.«

In ein verständliches Nicht-Mediziner-Deutsch übersetzt hieß das: Das Leben meiner Mutter lag ab sofort in meinen Händen!

»Verstehe!«, sagte ich, leerte das Glas und stellte es auf meinen Nachttisch. Ich sagte nur dieses eine Wort, unfähig, jene Betroffenheit zu äußern, die in einer solchen Situation wahrscheinlich angebracht gewesen wäre.

Man hat nur eine Mutter, sagte in meinem Lieblingsbuch *Der Fremde* von Albert Camus der Restaurantbetreiber Céleste zur Hauptfigur Meursault, nachdem dieser vom Tod der eigenen Mutter erfahren hatte. Der auf seine verquere Weise tröstlich gemeinte Satz des

Mannes, bei dem der Büroangestellte Meursault regelmäßig sein Mittagessen einnimmt, war mir plötzlich eingefallen. Doch er spendete mir nicht den geringsten Trost.

Im Gegenteil. Er machte mir Angst.

II

Als ich am nächsten Morgen die Wohnung verließ, gab Martha mir einen Kuss auf die Wange und sagte: »Du machst das schon!«

Später, als mir ihr Spruch wieder einfiel, dachte ich: Sie hat gut reden! Was stellte sie sich denn vor? Dass ich das Ganze wie einen schwierigen Ankauf abwickelte und ich mich nur auf mein zweifellos vorhandenes Verhandlungsgeschick zu verlassen brauchte, um gut aus der Sache rauszukommen?

Unten zog ich einen Brief von Hans aus dem Kasten, schob ihn in die Innentasche meines Sakkos und lief zum Taxistand an der Ecke. Mein Zug nach Frankfurt fuhr in knapp vierzig Minuten. Auf dem Weg dorthin bliebe mir genügend Zeit, um den Brief zu lesen.

Dritten gegenüber sprach ich von Hans als *meinem* Bruder. Und in gewisser Weise war er das auch. Er war der Bruder, den ich nie hatte, ich mir aber immer gewünscht hatte. Genau genommen war er der jüngere Bruder meines Vaters, das sogenannte *schwarze Schaf* der Familie. Die verdorbene Frucht.

Mein Vater hatte sich für Hans' Existenz immer geschämt, als lasse sein *Anderssein* unvorteilhafte Rück-

schlüsse auf seine eigene Person zu. Einmal war ich Zeuge gewesen, wie er auf die Frage, ob er Geschwister habe, antwortete: »Nein, leider nicht!«

Doch das war lange her, mein Vater alt und schon längst nicht mehr Teil meines Lebens, und Hans, dieser verunglückte Hund, so denke ich inzwischen manchmal, der Einzige, den ich neben Martha noch habe.

Hans hatte Steuerberater werden wollen, doch stattdessen sein halbes Leben hinter Anstaltswänden zugebracht. Genau betrachtet waren wir einander gar nicht so unähnlich: Beide hatten wir einen eher missglückten Start hingelegt.

Hans hatte seine Träume als junger Mann begraben müssen und das, worauf *ich* zurückblicken konnte, war die Biografie eines viel zu früh auf sich gestellten Einzelgängers, die von gewissen Anfangsschwierigkeiten geprägt war, nachdem meine Mutter sich aus dem Staub gemacht hatte: Kinderheim, eine verunglückte Schulkarriere samt Rauswurf und ein abgebrochenes Studium. Dazu ein paar Frauengeschichten, die im Rückblick nicht bedeutender waren als flüchtig auf eine beschlagene Fensterscheibe geschriebene Buchstabenfolgen. Trotzdem hatte Hans mich dafür immer bewundert. Um sich diesbezüglich nicht als Versager zu fühlen, vögelte er manchmal in der Anstalt irgendwelche Patientinnen auf der Tischtennisplatte des Freizeitraums.

Die Briefe, die er mir schrieb, waren immer noch gespickt mit verdeckten Vorwürfen, sodass ich manchmal

nicht fähig war, sie gleich nach dem Öffnen zu lesen. Dass ich seit dem Tod seiner Mutter die Rolle seines gesetzlichen Vormunds übernommen hatte, hatte unser ohnehin kompliziertes Verhältnis zusätzlich belastet. Denn brach er aus der psychiatrischen Anstalt aus, was mehrfach vorgekommen war (zweimal war er im Winter barfuß und in kurzen Hosen weggelaufen), so war es an mir, ihn mithilfe der Polizei suchen zu lassen und zurückzubringen. Wiederholt bezeichnete er mich deswegen als »Verräter«. Einmal schrieb er: »Du machst mit denen gemeinsame Sache! Du bist genau wie die! Du willst nicht, dass ich frei bin und lebe so wie du!« Am Zustand der kantigen Buchstaben konnte ich die Anstrengung ablesen, die es ihn jedes Mal kostete, sie aufs Papier zu setzen.

Er liebte und hasste mich zugleich.

Seit Jahren besuchte ich ihn in wechselnden Einrichtungen, und brachte ihm – einem unumstößlichen Ritual folgend – immer das Gleiche mit: die von ihm gewünschte DeBeukelaer-Prinzenrolle. Eine Stange Filterzigaretten und eine Maxi-Dose löslichen Kaffee. Obendrein gab ich ihm jedes Mal etwas Geld, das ich früher neben dem Studium als Kassierer in einem Großmarkt verdient hatte oder in den Nachtschichten als Gabelstaplerfahrer in der Autoreifenfabrik.

Vordergründig reihte er in seinen Mitteilungen zumeist kleine Beobachtungen aneinander, die er im Park oder von seinem vergitterten Zimmerfenster aus machte. In seinem vorletzten Brief berichtete er von einem Vogel (es sei ein

Star gewesen, da sei er sicher!), der mit einem dumpfen Schlag gegen sein vergittertes Fenster geflogen sei und einen gezackten, sternförmigen Blutfleck daran hinterlassen habe. Außerdem war darin von einer jungen Frau die Rede, der es gelungen sei, das Gitter vor ihrem Fenster zu sprengen und sich hinunter in den Hof zu stürzen.

In einem wiederkehrenden Traum wuchtet er wie der Zyklop in der *Odysee* zitternd und schnaufend einen schweren Felsbrocken in die Höhe, um ihn auf mich niederfahren zu lassen. Aber jedes Mal wache ich glücklicherweise im letzten Moment auf und weiche zurück.

Nächtliche Visionen dieser Art suchten mich immer wieder heim. Bedrückender aber waren jene, in denen ich mich im dämmrigen Badezimmer unserer ehemaligen Frankfurter Wohnung in Bornheim stehen sah, in dem meine Mutter (so stellte ich es mir jedenfalls vor) sich schminkte, bevor sie mit den Worten »Ich muss kurz weg!« verschwand und ich, gerade mal vier Jahre alt, am Fenster auf der Couch stehend, mit ansah, wie sie unten in ein bereits wartendes Taxi stieg und davonfuhr. Um alles *stehen und liegen zu lassen*, wie man so sagt, und, wie ich später herausfand, den Zug nach Ostende zu erreichen? Den *Zug in ein neues Leben*, wie sie das anderen gegenüber damals genannt haben soll. Ein Leben ohne *mich*.

Die Frage, wie sie es bewerkstelligt hatte, ihre Flucht vorzubereiten, verfolgt mich ebenso bis heute, wenn ich daran zurückdenke, wie jene, weshalb sie die Wohnung ohne eine Tasche oder einen Koffer verließ. Hatte sie die

Tasche mit dem Nötigsten darin womöglich bereits Tage zuvor gepackt und in einem günstigen Moment hinunter in den Keller geschafft, um sie anderentags zum Bahnhof zu bringen und in einem Schließfach zu deponieren?

Ich habe die kurze Chronologie ihres Verschwindens später, als ich älter war, wieder und wieder in Gedanken zu rekonstruieren versucht und mich gefragt, was der Grund dafür gewesen sein mochte.

Hans hatte sie auf seine oft undurchschaubare Weise gemocht und sogar insgeheim, wie er mir irgendwann verriet, ein wenig für sie geschwärmt, sie aber einmal in einem Moment unkontrollierten Zorns aufgrund ihres Verhaltens als *Flittchen* bezeichnet.

Es gibt ein Foto, das zeigt ihn gemeinsam mit ihr und meinem Vater in einem Ausflugslokal, sein Blick ruht auf ihr und spricht Bände. Einmal habe sie ihn allein im »Schwarzberg«, wie sie die psychiatrische Einrichtung im Rheingau nannten, besucht, sei aber bereits nach einer Viertelstunde aufgesprungen und mit Tränen in den Augen hinausgelaufen. Im Weglaufen war sie offenbar schon immer ganz groß gewesen.

Vor allem aber fragte ich mich jahrelang, ob sie sich damals auch nur einen Moment lang überlegt hatte, was aus *mir*, ihrem vierjährigen Sohn, werden würde, als sie verschwand. War sie davon ausgegangen, dass ich, was dann ja auch geschah, automatisch zu meinem Vater und seiner Mutter käme, als sie mich zurückließ? Oder hatte sie sich Fragen wie diesen bewusst verweigert, um nicht, bei

dem Versuch ihrer Beantwortung von Skrupeln gepackt, auf den letzten Metern vor der Umsetzung ihres gefassten Plans zurückweichen zu müssen?

Eine Freundin meiner Mutter fand mich am Tag nach ihrem endgültigen Verschwinden in der Badewanne, in die ich mich mit einigen Spielsachen und meiner Kuschedecke zurückgezogen hatte, um zu warten, und nahm mich erst einmal zu sich. Meine Mutter hatte ihr, wie die Freundin mir später verriet, den Wohnungsschlüssel in den Briefkasten geworfen, dazu einen Zettel, auf dem die Adresse der Mutter meines Vaters stand, der sich nie für mich interessiert hatte, und der Satz: »Ich kann nicht mehr. Kümmere Dich um ihn und veranlasse das Nötige!«

So kam ich zunächst zu meiner Großmutter und ihrem polnischen Liebhaber Pawel und wenig später in ein Kinderheim in einem Dorfflecken in der Nähe von Würzburg.

»Nur für eine Zeit lang, dann holen wir dich!«, hatte meine Großmutter damals gesagt. Am Ende hatte es Jahre gedauert, bis sie es taten.

Das Ganze war inzwischen viele Jahre her, und ich hatte die Bornheimer Wohnung, nachdem meine Mutter mich verlassen hatte und ich wenig später ins Heim kam, nie mehr betreten, obwohl ich als Erwachsener noch manchmal vor dem Haus im Hinterhof einer Autowerkstatt stand, um hinauf in den zweiten Stock zu spähen. Hin und wieder konnte man von dort aus nachts, wenn der Wind günstig stand, das Brüllen bestimmter Zootiere in